

LISA KLEIN



Ich,
OPHELIA

it

ROMAN

insel taschenbuch 4676

Lisa Klein

Ich, Ophelia



»Ich war von Anfang an ein mutterloses Kind. Lady Frowen-
del starb bei meiner Geburt, so blieben auch mein Bruder La-
ertes und mein Vater Polonius ohne ihre Fürsorge«, erinnert
sich Ophelia, die im Alter von acht Jahren an König Hamlets
Hof kommt, wo der Vater ein wichtiges Amt übernimmt. Sie
ist gebildet, in Latein und Französisch bewandert, aber ein
Wildfang, kindlich unbekümmert und ungestüm. Das ge-
fällt Königin Gertrud, deren Lieblingszofe sie bald wird, aber
auch deren Sohn, dem jungen Hamlet, der sich in sie ver-
liebt, eine heimliche Liebe, die Folgen hat ... Sie findet – nach
Shakespeare – ein jähes Ende, als der Mord an Hamlets Vater
alles ins Wanken bringt. Hamlet stirbt im Wahnsinn, und
Ophelia, über alldem verrückt geworden, geht ins Wasser.
Aber diese Geschichte nimmt einen anderen Lauf. Sie be-
ginnt so: »Obwohl ich erst seit sechzehn Jahren auf der Welt
bin, habe ich viel Schmerz erfahren. Aber wie die Sonne will
ich die Dunkelheit um mich herum durchdringen und Licht
auf die Wahrheit werfen. Deshalb greife ich zur Feder und
schreibe. Hier ist sie, meine Geschichte.«

Die Geschichte von Ophelia, die sich unbeschwert, wild und
unbefangen, »mehr Tomboy als Lady«, über alle höfischen
Konventionen hinwegsetzt und mutig ihren eigenen Weg
geht.

Lisa Klein, Literaturwissenschaftlerin, Shakespeare-
Spezialistin, lebt in Columbus, Ohio. Ihr Roman »zeigt
Shakespeare'schen Witz und schlägt aufs Wunderbarste Ka-
pital aus der umfassenden Kenntnis von Shakespeares Leben
und Werk.« *Publishers Weekly*

LISA KLEIN

Ich,
OPHELIA

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch
von Klaudia Ruschkowski

Insel Verlag

Titel der Originalausgabe: *Ophelia*
Copyright © 2006 by Lisa Klein
This translation is published by Insel Verlag by arrangement
with Bloomsbury Publishing Inc.
All rights reserved

Erste Auflage 2018
insel taschenbuch 4676
Deutsche Erstausgabe
© Insel Verlag 2018
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg
Umschlagfoto: Ilona Wellmann/Millennium/plainpicture
Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn
Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
ISBN 978-3-458-36376-7

PROLOG

St. Émilion, Frankreich
November 1601

Milady,

ich bete, dass Euch dieser Brief an einem sicheren Ort erreicht. Ich fasse mich kurz. Warum viele Worte verlieren, wenn sie nur Schmerz bereiten.

Der Königshof von Dänemark liegt in Trümmern. Die letzten Früchte des Bösen haben ihre tödlichen Samen verstreut. König Claudius ist tot, sein Gift tat den gerechten Dienst. Hamlet erstach ihn mit dem Degen, den der König selbst mit Gift versehen hat. Königin Gertrud liegt kalt und bleich, vergiftet durch den Trunk des Königs, der Hamlet zugebracht war. Der Anblick seiner sterbenden Mutter schürte schließlich Hamlets Rache

Doch das größte Leid: Laertes, Euer Bruder, und Prinz Hamlet töteten einander mit vergifteten Degen. Der Auftrag, den Ihr mir erteiltet, ist gescheitert. Jetzt herrscht Fortinbras von Norwegen über unser besiegtes Land.

Vergebt Hamlet, ich bitte Euch. Sterbend trug er mir auf, seine Ehre zu retten. Glaubt mir, bevor die Rachsucht Besitz von seinem Geist ergriff, hat er Euch innig geliebt.

Vergebt auch Eurem treuen Freund und ewig Suchenden, doch ich bitte Euch, vergesst ihn nicht,

Horatio

Der Brief lässt mich betäubt zurück, überwältigt von neuem Schmerz, ich kann mich nicht einmal von meinem Lager erheben.

Ich träume von Schloss Helsingör, einem riesigen steinernen Labyrinth, in seinem Zentrum der große Bankettsaal, erwärmt von prasselnden Feuern. Dort strömten Hofleute hindurch wie Lebensblut durch das Herz, dort herrschten König Hamlet und Königin Gertrud, sie waren Geist und Seele, die das ganze Gebilde zusammenhielten. Alle Feuer, alle Gestalten sind nun nichts als kalte Asche.

Ich träume von meinem Geliebten, dem dunkelhaarigen, geistreichen Prinz Hamlet, so wie er war, ehe er mir durch Wahnsinn und Tod genommen wurde.

Vor mir erscheinen die grünen Obstgärten von Helsingör, wo wir die süßen Birnen und Äpfel pflückten, unter deren Last sich die Äste bogen. Der Garten, in dem wir uns zum ersten Mal küssten, erfüllt vom Duft des kräftigen Rosmarins, des milden Lavendels. Nun liegt er öde da, und alles ist verdorrt.

Durch meinen Traum fließt der schicksalhafte Fluss, in dem ich als Mädchen geschwommen bin, über dessen Wasser sich die Weidenzweige neigten. Dort fand ich mein nasses Ende und begann mein Leben neu.

Ich sehe mich und Hamlet auf den nebelverhangenen Zinnen, wo ein unsichtbarer Geist sah, wie wir uns umarmten und die Liebe, die Hamlets Gemüt erfasste, in Rache kehrte. Ich sehe das furchterregende Gesicht von Claudius, Hamlets Onkel, der Hamlets Vater ermordete und seine Mutter heiratete, meine liebe Königin Gertrud, die er schließlich auch vergiftete.

Ach, mein Hamlet ist tot! Und mit ihm ganz Helsingör zerstört wie Eden nach dem Sündenfall.

Ich, Ophelia, spielte eine Rolle in dieser Tragödie. Ich diente der Königin. Ich wollte den Kurs des Prinzen lenken. Ich entdeckte verhängnisvolle Geheimnisse und scheiterte an Claudius, dem despotischen Herrscher. Doch wie konnte es nur zu diesem Ende kommen, zum Tod meiner ganzen Welt? Schuld zerfrisst mich, weil ich lebe, während alle anderen untergingen. Weil ich den unglückseligen Kurs nicht ändern konnte.

Ich habe keine Ruhe, solange diese Geschichte im Dunkeln bleibt. Ich finde keinen Frieden, solange dieses Leid auf

meiner Seele lastet. Obwohl ich erst seit sechzehn Jahren auf der Welt bin, habe ich Schmerz erfahren, der für ein ganzes langes Leben reicht. Wie der bleiche Mond schwinde ich dahin, müde, den Kummer der Welt mitanzusehen, und nehme wieder zu, trage die Last des Lebens. Aber wie die Sonne will ich die Dunkelheit um mich herum durchdringen und Licht auf die Wahrheit werfen. Deshalb greife ich zur Feder und schreibe.

Hier ist sie, meine Geschichte.

TEIL EINS

Helsingör, Dänemark

1585 – 1601

Kapitel I

Ich war von Anfang an ein mutterloses Kind. Lady Frowendel starb bei meiner Geburt, so blieben auch mein Bruder Laertes und mein Vater Polonius ohne ihre Fürsorge. Ich besaß noch nicht einmal ein Stückchen Spitze oder die Erinnerung an einen Duft von ihr. Nichts. Ihr kleines goldgefasstes Porträt, das mein Vater immer bei sich trug, zeigte mir aber, dass ich das lebendige Ebenbild meiner Mutter bin.

Ich war oft traurig. Ich gab mir die Schuld an ihrem Tod. Das musste der Grund sein, weshalb mein Vater mich nicht lieben konnte. Ich versuchte, ihm keine Sorgen zu bereiten, ihn nicht zu bekümmern, aber die Aufmerksamkeit, nach der ich mich so sehnte, schenkte er mir nie. Er liebte auch Laertes nicht von Herzen, seinen einzigen Sohn. Seine Augen sahen alles, nur nicht uns, er setzte alles daran, zum wichtigsten Informanten des Königs aufzusteigen.

Wir lebten im Dorf, das zu Helsingör gehörte, in einem hübschen Fachwerkhaus mit Kuppelfenstern. Laertes und ich spielten im Garten, den meine Mutter angelegt hatte. Nach ihrem Tod verwilderten die Beete. Oft versteckte ich mich zwischen den hohen Rosmarinbüschen, ihr kräftiger Geruch haftete den ganzen Tag an mir. An heißen Tagen schwammen wir im nahen Fluss, dort, wo er sich durch einen kleinen Wald schlängelt, fingen Frösche und Eidechsen an seinen grasbedeckten Ufern. Wenn wir hungrig waren, stahlen wir auf dem Marktplatz Äpfel und Pflaumen und rannten wie die Hasen davon, während die Händler hinter uns her schrien. Nachts schliefen wir auf dem Dachboden unter den Traufen. Im Winter stieg der Rauch vom Küchenfeuer durch die Sparren zu uns hoch und wärmte uns.

Unten im Haus gab es einen Kramladen. Dorthin schickten die Ladys und Gentlemen des Hofes ihre Bediensteten, um Federn, Bänder und Spitzen für sie zu kaufen. Mein Vater verachtete die Krämer, er hielt sie für minderwertig und ordinär, aber er verkehrte mit ihnen und schmeichelte sich auch bei den Kunden ein, weil er hoffte, die ein oder andere Neuigkeit aufzuzschnappen. Immer nach der neuesten Mode gekleidet, in Wams und Kniehose, eilte er dann den breiten Weg zum Schloss hinauf, um sich der Schar derer anzuschließen, die auf einen Posten an König Hamlets Hof spekulierten. Manchmal bekamen wir ihn tagelang nicht zu Gesicht und fürchteten schon, er hätte uns im Stich gelassen, aber er tauchte immer wieder auf. Dann machte er ein großartiges Getue um irgendeine Gunst, die ihm mit Sicherheit zufallen würde, oder er schwieg verdrossen. Laertes und ich spähten durch die Ritze in der Tür zu seinem Zimmer, und immer sahen wir, wie er sich kopfschüttelnd über ein Häufchen von Geld und Dokumenten beugte. Wir waren sicher, dass wir über kurz oder lang ruiniert wären, und wenn wir schlaflos auf dem Dachboden lagen, überlegten wir, was aus uns werden sollte. Würden wir so enden wie das Waisenkind, das auf den Dorfstraßen um Brot bettelte oder sich wie ein wildes Tier auf Fleischabfälle stürzte?

Das verzweifelte Streben meines Vaters nach einer Anstellung verzehrte das Vermögen unserer Familie, den Rest, der von der Mitgift meiner Mutter noch geblieben war. Trotz allem gelang es ihm aber, für Laertes einen Hauslehrer zu finden, einen belesenen Mann mit einem schwarzen Barett auf dem Kopf. Auch für mich war damit gesorgt.

»Ein Mädchen sollte nicht untätig sein, sonst hat der Teufel leichtes Spiel mit ihm«, sagte mein Vater zu mir. »Lern du mit Laertes und zieh irgendeinen Nutzen draus.«

Seit ich sprechen und mein Bruder denken konnte, brachten wir jeden Tag einige Stunden mit Lernen zu. Später dann lasen wir die Psalmen und andere Bibelverse. Ich staunte über die Offenbarung des Johannes mit ihren furchtbaren Prophezeiungen von Engeln und Bestien, die am Ende aller Zeiten losgelassen werden. Ich liebte die Geschichten über das alte Rom, und schneller als Laertes begriff ich die Lehren aus den Fabeln von Äsop. Bald konnte ich ebenso gut rechnen wie er. Ich hatte es auch rasch heraus, mit meinem Bruder, der nur widerwillig lernte, zu verhandeln.

»Ich übersetze dir diese lateinischen Briefe«, bot ich ihm an, »wenn du mir deinen Kuchen gibst«, und er willigte freudig ein. Unser Vater lobte Laertes' Aufgaben, zeigte ich ihm aber meine ordentlichen Zahlenreihen, dann strich er mir nur flüchtig über den Kopf, als wäre ich sein Hund.

Laertes war mein ständiger Begleiter und mein Beschützer. Nach dem Unterricht schlossen wir uns den Kindern an, die auf den staubigen Dorfstraßen und Wiesen Barley-Break spielten. Da ich die Kleinste war, wurde ich meist rasch gefangen und musste im Höllenkreis schmoren, bis ich einen anderen abschlagen konnte und frei kam, oder bis Laertes sich meiner erbarmte. Einmal rettete er mich vor einem Hund, der seine Zähne in mein Bein geschlagen hatte und meinen Rücken mit seinen Klauen zerfetzte. Er schlug den Hund in die Flucht und stillte mein Blut mit seinem Hemd, während ich mich voll Entsetzen an ihn klammerte. Meine Wunden heilten, und mein Vater tröstete mich damit, dass ja nur mein Ehemann die Narben zu Gesicht bekäme. Jahrelang ließ mich selbst der Anblick eines Hündchens auf dem Arm einer Lady vor Angst erzittern.

Bestimmt hatte ich auch Ammen, die sich meiner angenommen haben, ich erinnere mich aber weder an Namen

noch an Gesichter. Sie haben sich nicht um mich gekümmert, ließen mich frei wie eine Hausziege umherstreifen. Ich hatte niemanden, der meine zerrissenen Kleider flickte oder den Saum aus meinen Röcken ließ, als ich heranwuchs. Ich erinnere mich nicht an zärtliche Worte, an duftende Küsse. Mein Vater ließ mich manchmal niederknien, legte seine Hand auf meinen Kopf und rasselte einen Segensspruch herunter, aber seine Hand war schwer, nicht die zärtliche Berührung, nach der ich mich sehnte. Wir lebten als Familie ohne das Herz, ohne die Mutter, die uns vereint hätte.

Bevor wir ganz verarmten, fand mein Vater Anstellung. Es war ihm gelungen, an geheime Informationen über Dänemarks Feind zu kommen, Fortinbras von Norwegen. Dafür wurde er von König Hamlet mit einem Ministeramt belohnt. So, wie er davon sprach, schien es uns, als würde er zur Rechten Gottes selbst platziert und würden wir von nun an ein herrliches Leben führen.

Ich war acht Jahre alt, Laertes zwölf, als wir das Dorf verließen und auf das Schloss zogen. Zu diesem Anlass erhielt ich ein neues Kleid und eine blaue, mit Perlen verzierte Haube für mein widerspenstiges Haar. Laertes und ich hüpfen neben dem Pferdewagen her, der unsere Habe beförderte. Ich sprudelte über vor Aufregung.

»Sieht das Schloss so aus wie der Himmel, den der heilige Johannes sah? Hat es Türme, die von Gold und Edelstein leuchten?«, fragte ich. Mein Vater lachte, und Laertes nannte mich eine alberne Gans.

Nach einer Weile tauchten vor dem blauen Himmel die breiten Zinnen von Helsingör auf. Je näher wir kamen, desto gewaltiger erschien uns das Schloss, größer als das ganze Dorf, doch selbst der Sonne wollte es nicht gelingen, seine grauen Steinmauern mit Glanz zu überziehen. Nichts strahl-

te oder funkelte. Die vielen dunklen Fenster lagen dicht an dicht und sahen aus wie aufgereihete Soldaten. Als wir durch den Schatten der riesigen Tore in den Hof gelangten, wandelte sich meine Enttäuschung in Angst und Schrecken. Es schauderte mich. Ich griff nach der Hand meines Vaters, bekam aber nur ein Stück seines Mantels zu fassen, dessen Falten mir entglitten wie Wasser.

Kapitel 2

Zwei kleine, ebenerdige Räume neben dem Torhaus waren unser neues Quartier. Verglichen mit dem luftigen Häuschen, von dem aus man die Dorfstraßen überblicken konnte, empfanden wir die Räume des Schlosses als stickig, dunkel und feucht. Die einzigen Möbel, die wir hier antrafen, waren ein Eichenstuhl, drei Schemel und ein Schrank. Mein Vater fügte ihnen unsere wenigen Habseligkeiten hinzu, gerade gut genug für die schäbige Behausung: ein paar bestickte Kissen, Daunenbetten und etwas Silbergeschirr. Unsere Fenster gingen auf die Ställe, nicht auf den regen Hof mit seinen zahlreichen Zerstreungen. Aber mein Vater rieb sich zufrieden die Hände, denn selbst dieses bescheidene Quartier war ihm Beweis für sein zukünftiges Glück.

»Ich werde in der Gunst des Königs aufsteigen, von seinen geheimsten Vorhaben erfahren und einen pelzgefütterten Mantel tragen«, dessen war er sich sicher.

Während des ersten Banketts, das wir am Hof erlebten, bekam ich vor Aufregung keinen Bissen herunter. König Hamlet mit seiner breiten Brust und dem grauen Bart erschien mir wie ein Riese. Seine Stimme klang wie Donnerrollen. Prinz Hamlet, zu diesem Zeitpunkt vielleicht vierzehn Jahre alt, sprang übermütig und leichtfüßig durch den Saal, sein dunkles Haar flog wild um seinen Kopf. Dieser Anblick entzückte mich so sehr, dass auch ich unwillkürlich zu tanzen begann. Königin Gertrud trat zu mir und fasste mich lachend beim Kinn. Ich lächelte scheu zurück.

Dann sah ich einen Clown in einem kunterbunten Kostüm, der durch den Raum tollte. Auf seinem Kopf saß eine Kappe mit klingelnden Glöckchen. Es schien, als schauten er

und Hamlet ihre Possen voneinander ab. Plötzlich wurde ich von Schüchternheit überwältigt und zog mich an die Seite meines Vaters zurück.

»Hier ist es ja, mein hübsches Mädchen«, schmeichelte er. »Die Königin hat dich bemerkt. Na los, tanz noch ein wenig.« Aber ich rührte mich nicht mehr vom Fleck.

Ich beobachtete den Narren und musste an ein Funken sprühendes Feuerwerk denken. Obwohl ich seine Scherze nicht verstehen konnte, hörte ich den König vor Lachen prusten und husten, bis sein Gesicht purpurrot anlief und er zu ersticken drohte. Er erhob sich halb von seinem Platz, und eine Wache klopfte ihm so lange heftig auf den Rücken, bis er sein Ale erbrach. Darauf fasste sich der Narr an die eigene Kehle und fiel zu Boden, seine Glieder zuckten wie im Toteskampf. Prinz Hamlet schloss sich dieser Pantomime an. Dann zerrte er so lange an dem Narren, bis der hochsprang wie ein Gummiball und auf dem Tisch des Königs landete, wo er zu singen begann.

»Wer ist das? Warum benimmt er sich so seltsam?«, fragte ich meinen Vater.

»Das ist Yorick, der Narr des Königs. Wie ein Schwachsinniger oder Verrückter darf er den König verspotten, ohne Strafe zu fürchten. Seine Possen haben nichts zu bedeuten«, erklärte er mit einer müßigen Handbewegung.

Ich beobachtete, wie Yorick Hamlet zu Hilfe eilte, der vor der Königin einen Purzelbaum schlagen wollte. Die klatschte, als er kopfüber auf den Boden fiel.

»Der junge Prinz ist wirklich der Augapfel seiner Mutter«, murmelte mein Vater in seinen Bart.

»Warum? Will sie ihn aufessen?«, fragte ich unbedarft.

»Nein, dummes Kind, es soll heißen, dass sie in den Jungen vernarrt ist!«, gab er zurück.